

## Übersicht.

### Goethe=Literatur in der Kriegszeit.

Man kann nicht behaupten, daß der Weltkrieg den in den letzten vier Jahren erschienenen Goethe-Schriften seinen besondern Charakter ausdrückte, oder daß er die Produktion auf diesem Gebiete wesentlich beeinflusste. Zwar hat die Masse der alljährlichen Neuigkeiten des Büchermarktes auch in dieser Sparte merklich abgenommen, und manch ein gutgefinnter, aber schlechtgeratener Lobeshymnus auf den Altmeister der deutschen Dichtung und vorbildlichen Lebenskünstler ist der Lesewelt unter dem Drucke der kriegerischen Ereignisse vermutlich erspart geblieben. Der durchweg panegyrische Grundton der Goethe-Literatur dagegen und die Vorherrschaft der unkritischen Phrase haben sich kaum geändert. Nur das an sich naheliegende Thema „Goethe als Patriot“ oder vollends „Goethe als vaterländischer Dichter“ findet zur Zeit aus leicht begreiflichen Gründen unter den Schriftstellern und Lesern anscheinend wenig Liebhaber. Das beispiellos gewaltige, erbitterte Völkerringen, dessen Zeugen wir sind, steht in so schroffem Gegensatz zu dem ausgesprochen unkriegerischen Wesen und der „dezidiert pazifistischen“ Gesinnungsart des Weimarer Dichters, daß selbst seine unentwegtesten Verehrer ihn nicht als martialisches Musterbild dem gegenwärtigen Geschlecht vorzustellen wagen. In einer längeren Besprechung von neueren Goethe-Schriften schrieb im Herbst 1916 Georg Witkowski: „Das Versinken der Welt Goethes war eines der vielen überraschenden Phänomene jener ersten Kriegsmonate.“ Und er gesteht: „Gewiß, ihm mangelte das Vaterlandsgefühl von heute. . . . Der feldgraue Goethe ist eine Fiktion (mag auch ein Buchhändler zu Anfang des Krieges ein Heftchen so benannt haben); die liebe Farbe steht dem Olympier nicht zu Gesicht“ (Literar. Echo vom 1. September 1916).

Im Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft (Weimar), das an Stelle des Ende 1913 eingegangenen Goethe-Jahrbuchs getreten ist<sup>1</sup>, wird zwar im Vorwort des zweiten Jahrgangs für Goethes vielbestrittenen Patriotismus eine Lanze eingelegt, doch geschieht dies nur nebenbei und sozusagen anstandshalber. Ein Vorwort zur Kriegszeit mußte selbstverständlich der mächtigen vaterländischen Welle, die Ende 1914 das ganze deutsche Volk erfasst hatte, Rechnung tragen. Im übrigen beschäftigt sich das Jahrbuch, dessen Schriftleitung Dr. Hans Gerhard Gräf übernommen hat, mit diesem heiklen Stoffe in den vorliegenden vier Bänden nicht weiter, wohl aber bringt Bd. II die noch nicht

<sup>1</sup> Vgl. diese Zeitschrift (Stimmen aus Maria-Saach) 87 (1914) 244—247.

veröffentlichten Aufzeichnungen des Herzogs Carl August über die Schlacht bei Jena. Der gleiche Jahrgang enthält eine Abhandlung von Friedrich Schulze „Über Goethes Leipziger Krankheit“. Schulze polemisiert gegen den scheinbar harmlosen Ausspruch Erich Schmidts in der sechsbändigen Volksausgabe von Goethes Werken: „Nicht ohne eigene Schuld [von Leipzig] kränklich heimgekehrt“, ganz besonders aber gegen die Ansicht des kürzlich verstorbenen Straßburger medizinischen Professors Dr. Wilhelm Alexander Freund, der seinerzeit in der Münchener Medizinischen Wochenschrift (45. Jahrgang II, 1898, Nr. 48) nach eingehender Untersuchung aller einschlägigen Berichte zum Ergebnis gelangte, Goethes Krankheit sei syphilitischer Natur gewesen. Diese Auffassung hatte auch Erich Schmidt schon im ersten Band des alten Goethe-Jahrbuchs S. 377 (Von Saffras) zwar nicht selbst vertreten, aber doch als erörterbar gelten lassen. Ob nun Schulzes Widerlegungsversuch überzeugend ausgefallen ist oder nicht, darüber mögen jene urteilen, die sich für diese peinliche Angelegenheit näher interessieren; doch hätte der Verfasser nicht verschweigen dürfen, daß Freund's streng wissenschaftliche Untersuchung in dem angesehensten medizinischen Organ Deutschlands erschienen ist. — Im dritten Band veröffentlicht Max Friedlaender seinen im Sommer 1916 gehaltenen Festvortrag: „Goethe und die Musik“, eine zusammenschaffende, über 60 Seiten lange Würdigung der Verdienste des Dichters um die Entwicklung der Vokalmusik in Deutschland. Zum Schluß muß freilich selbst der Festredner gestehen, daß seinem Helden „die wahre innere Kenntnis unserer Kunst nicht gegeben war und daß ihm das rechte musikalische Fundament fehlte“.

Naturgemäß kann das neue Jahrbuch nicht mehr die Bedeutung beanspruchen, die seinem Vorgänger wenigstens in der ersten Zeit unbestritten zutam. Nicht nur sind die Bände kleiner und äußerlich bescheidener geworden, es fehlt auch mehr und mehr der neue oder doch neuartige Stoff. Zwar bringt der erste Band in den „Mitteilungen aus dem Goethe- und Schiller-Archiv“ noch 15 unveröffentlichte Briefe Goethes, doch enthalten die meisten nur wenige, in der Hauptsache geschäftliche Zeilen, die noch nicht in die Weimarer (Sophien-) Ausgabe von Goethes Werken aufgenommen sind. Von dieser mächtigen, wissenschaftlich zuverlässigsten Edition<sup>1</sup> erschien 1917, aber mit der Jahreszahl 1916, noch ein Registerband, der die Buchstaben A bis Z für die 53 Bände der ersten Abteilung (poetische Werke) umfaßt. Der Band zählt rund 600 Seiten. Als Herausgeber zeichnet Max Hecker, als Redaktor Wolfgang v. Dettingen. Obschon sich der mit der Weimarer Ausgabe einigermaßen Vertraute dank dem vortrefflichen Druck, der übersichtlichen Gruppierung und der einzelnen Teilregister darin verhältnismäßig leicht und rasch zurechtfindet, so ist dieses außerordentlich genaue Namenverzeichnis doch dankbar zu begrüßen. Auf ein Sachregister mußte in Anbetracht der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verzichtet werden. Dafür wurde dem Namenverzeichnis der weiteste Umfang gezogen: „Nicht nur historische Persönlichkeiten und wirkliche Lokalitäten, auch die Phantasie-

<sup>1</sup> Vgl. diese Zeitschrift 90 (1915) 218—220.

gestalten und Fabelorte der Religionen, Mythologien, Volksfagen, antiken Dichtungen werden gebucht. . . . Sodann begnügt sich das Register nicht damit, die ihm zugefallenen Namen nur da festzuhalten, wo sie ausdrücklich genannt werden, es will sie auch dann aufgreifen, wenn sie, ohne aus der jeweiligen Vorstellung des Dichters ins Wort hinübergetreten zu sein, nur gedacht, nur gemeint geblieben sind.“ Die Aufgabe, die sich der Herausgeber und sein Stab von Hilfskräften stellten, ist somit eine ungewöhnlich schwierige und fordert zu ihrer Bewältigung nicht nur äußerste Sorgfalt und unermüdlige Hingabe, sondern auch Spürsinn und echte Forscherfreude. Daß da trotz peinlichster Mühewaltung Irrtümer und Versehen nicht ausbleiben würden, darüber gab sich Max Hecker von vornherein keiner Täuschung hin: „Ein Nachtrag, der Berichtigungen und Zusätze enthält, wird nicht fehlen; bei der großen Zahl der Zettel, die zu bearbeiten ist (in den vorliegenden Band sind mehr als 25 000 eingegangen), kann sich gar leicht dieser oder jener an falscher Stelle versteckt halten.“ (Aus der Einleitung.)

Als eine Ergänzung zu jeder Goethe-Ausgabe ist das Goethe-Handbuch gedacht, das von Dr. Julius Zeitler in Verbindung mit mehreren Fachgelehrten herausgegeben wird (Stuttgart 1916 ff.). In der Anlage gleicht das Werk einem Konversationslexikon. Die einzelnen, meist kleinen Artikel sind mit den Anfangsbuchstaben der Verfasser gezeichnet. Das Ganze soll „die Goethesche Welt lexikographisch, in alphabetischer Folge wiedergeben“, also Werke, Reisen, Freundeskreis, Beziehungen zu Ländern, Landschaften, Städten, Anschauungen über Kunst, Literatur, Politik, Stellungnahme zu den wichtigsten Fragen auf allen Gebieten des Wissens und Könnens. Das auf 2500 Stichworte berechnete Werk wird drei stattliche Bände umfassen. Bisher liegen die zwei ersten vor. Erst nach Vollendung des Ganzen wird es sich zeigen, ob das Handbuch den Anforderungen voll entspricht, die man an ein „rasches Orientierungsmittel für den Goethegelehrten und Literaturhistoriker“ stellen darf.

Vorzüglich auf die Briefe in der Weimarer Ausgabe stützt sich Etta Federn in ihrer stark panegyrisch gehaltenen Monographie: *Christiane von Goethe*. Ein Beitrag zur Psychologie Goethes. Mit 10 Bildern (München o. J.). Das Buch ist 1916 zum Gedächtnis der am 6. Juni 1816 verstorbenen Frau Geheimrat erschienen. Im 1. Teil skizziert die Verfasserin das „Lebensbild“ Christianes; im 2., den sie „Charakteristik“ überschreibt, wird mit der vielgefeierten Frau v. Stein und einigen andern der Feldin feindselig gesinnten Personen der Weimarer Gesellschaft scharf abgerechnet; der 3. zeigt uns „Christiane in Goethes Dichtungen“. Von der Weltanschauung der Verfasserin wie vom Ton des Buches überhaupt legt das Schlußurteil über Goethe und Christiane beredtes Zeugnis ab: „Sie waren Vorkämpfer, die ersten klassischen Beispiele einer neuen Auffassung von Liebe und Ehe. Sie haben nicht wenig dazu beigetragen, unser Denken in diesen Dingen freier, menschlicher und damit reicher zu machen. Wir wissen wohl, was wir Goethe in bezug auf Welt-, Kunst-, wissenschaftliche Anschauung verdanken, — wollen wir nicht bekennen, daß er

auch auf dem Gebiete der Ehefrage bahnbrechender Vorkämpfer gewesen ist? Es waren achtbare und anerkanntswerte Rücksichten, die ihn seine 18jährige freie Ehe mit Christiane noch legitimieren ließen, die ihn dazu führten, sich herrschenden Anschauungen zu fügen, nicht Feigheit und Schwäche, — und er und Christiane haben in 18 Jahren den Beweis erbracht, daß sie das Urteil der Menschen nicht fürchteten. Darum stimmen wir mit Goethe überein, der sagt:

Ihr könnt mir immer ungeschämt  
Wie Blüchern Denkmal setzen;  
Von Franzen hat er euch befreit,  
Ich von Philisterneken.

Aber bei diesem Denkmal darf Christiane nicht vergessen werden, die vielleicht am schwersten unter dem Kampf gegen das Philistertum gelitten hat.“

Die bedeutendste Publikation auf dem Gebiete der bisher nicht sehr umfangreichen Christiane-Literatur konnte Etta Federn für ihre Arbeit noch nicht verwerten: das zweibändige, von Hans Gerhard Gräf ebenfalls als Jubiläumsgabe veröffentlichte Werk: Goethes Briefwechsel mit seiner Frau (Frankfurt 1916). Ein Gegenstück zu den Briefen an Frau v. Stein. Während aber dort lediglich die Schreiben Goethes wiedergegeben sind, da Frau v. Stein ihre eigenen später vernichtete, kommen bei Gräf beide Korrespondenten reichlich zu Wort. Die verhältnismäßig geringfügigen Lücken, die durch den Verlust von einigen Duzend Briefen entstanden — so fehlen z. B. die Schreiben Christianes vor 1793 und jene aus den Jahren 1804—1809 — bedeuten schwerlich einen unersehblichen Verlust an Kulturgütern. Der Olympier hat einmal dem Grafen Reinhard gegenüber das Geständnis abgelegt: „Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß von allen meinen Werken meine Frau keine einzige Zeile gelesen hat. Das Reich des Geistes hat kein Dasein für sie; für die Haushaltung ist sie geschaffen.“ Genau diesen Eindruck erhält man aus der Lektüre des vorliegenden Briefwechsels. Da ist fast Seite für Seite die Rede vom Kochen, Waschen, Einkäufen, Putzen, Kehren, von der Besorgung des Gartens, von Kleideranschaffungen, vom Stand des Weinkellers und der Haushaltungskasse. Dazu gesellen sich die häufigen Berichte über Vergnügungspartien und die Versicherungen der gegenseitigen Anhänglichkeit und Liebe, die offenbar ehrlich gemeint waren, obgleich Goethe der Neigung zu andern Frauen auch nach seiner ehelichen Verbindung mit Christiane nicht immer zu widerstehen vermochte. Die vielen halb scherzhaften, halb ernstern Warnungen vor „Äugelgen“ (in der Korrespondenz der stehende Ausdruck für Flirt oder auch für das Objekt einer Liebschaft) waren nicht immer unbegründet. Aus den Schreiben Christianes spricht zuweilen unverhohlen Angst und Besorgnis.

Sehr häufig handeln die Briefe von Theateraufführungen oder -proben. Dafür hatte Christiane offenbar Sinn und Verständnis. Die Schauspieler verkehrten viel im Hause des Herrn Geheimrats, bei welchen Gelegenheiten sie von Christiane meist recht freigebig bewirtet wurden. Dagegen findet sich in der ganzen umfangreichen Korrespondenz eigentlich nur eine Stelle, die auf eine rein

geistige Beschäftigung hindeutet. Christiane schreibt da von einem Buch, worin sie bis tief in die Nacht hinein gelesen habe. Es war dies Tiecks „Genoveva“. Ein anderes Mal scheint sie ein Zitat aus Goethes „Reineke Fuchs“ anbringen zu wollen, allerdings ein sehr kurzes, nämlich die vier Wörtchen: „Pfinstern, das liebliche Fest“. Der Herausgeber hat nicht unterlassen, diese beiden Lichtpunkte aus den zwei dicken Bänden gewissenhaft im Vorwort anzumerken, und meint, Christianes Unkenntnis und Interesslosigkeit in literarischen Dingen sei denn doch nicht so haarsträubend gewesen, wie Goethes Wort an Reinhard glauben machen könnte. Überhaupt gibt sich Gräf, ohne gerade in die ekstatische Verzückung einer Etta Federn zu geraten, die redlichste Mühe, dem hausbackenen Briefwechsel so viel Gutes, Erhebendes und bleibend Wertvolles abzugewinnen als eben möglich und die vielgeschmähte arme Christiane mit ritterlichem Schild zu decken. Das ist verständlich und bis zu einem gewissen Grade auch berechtigt; denn Frau v. Stein und einige andere Weimarer Klatschbasen sind vor keiner Verleumdung zurückgeschreckt, wenn es galt, „die dicke Hälfte“ des von ihnen selbst umschwärmten Goethe in der Achtung der Gesellschaft herabzusetzen. Trotzdem gelangt auch Gräf schließlich resigniert zu dem nüchternen Urteil: „Bedauern werden wir es schmerzlich, daß sie ganz und gar unfähig war, das geistige Leben ihres Gatten auch nur einigermaßen zu schätzen oder gar zu teilen, aber wir müssen uns mit dieser Tatsache abfinden; Goethe selbst tat es.“ Und wenn Etta Federn sich zu dem Sage versteigt: „Sie war seine Gattin im höchsten Sinne des Wortes, wie keine andere es ihm zu sein vermocht hätte“, so nennt der Herausgeber des Briefwechsels die Verbindung der beiden „ein Abenteuer“, „ein gefährliches, nur halb geglücktes Experiment“, und fügt euphemistisch bei: „Wir suchen Beruhigung in dem Glauben, daß Christiane ein heilsames, unentbehrliches Erdgewicht war gegen das unablässig aufs höchste Geistige gerichtete Streben seiner Natur, der notwendige Ballast, dessen das Schiff bedurste zur glücklichen Fahrt.“

Die Briefe sind von Gräf nach den im Goethe- und Schiller-Archiv aufbewahrten Originalen unberührt wiedergegeben. Der erste Band umfaßt die Korrespondenz von 1792 bis zur Heirat, 19. Oktober 1806, der zweite von 1807 bis zum Tode Christianes am 6. Juni 1816. Die ausführliche Einleitung und die umfangreichen Erläuterungen am Schluß der Bände machen das Verständnis leicht, zumal da wir hier keinen literarischen, sondern nach Gräfs Ausdruck nur einen „rein menschlichen“ Briefwechsel vor uns haben. In orthographischer Hinsicht war freilich eine getreue Wiedergabe nach den Originalen gänzlich ausgeschlossen, da Christiane noch als Frau Geheimrat von deutscher Rechtschreibung keine Ahnung hatte und oft die einfachsten Begriffe in so ungeheuerlichen Wortbildungen ausdrückte, daß vermullich Goethe selbst einigemal nicht imstande war, die Sätze seiner Frau völlig zu entziffern. Gräf half sich durch lautes Vorlesen, durch Beratung mit Sprachforschern, namentlich auch durch geschickte Konjekturen; denn Christiane schrieb, wie jene Kreise sprachen, denen sie durch Geburt und Vorliebe angehörte. Die folgenden Beispiele, die Gräf für Christianes Orthographie auf S. xxix in der Anmerkung anführt, besitzen daher einen ge-

wissen kulturhistorischen Wert: „Ardam (Organ), fram (Graben), gin (gingen), nücke (Nixe), Schäschr (Sächsischer), Esjenie (Iphigenie), Grüdick (Kritik), antassit (engagiert), Gecfibasche (Equipage), dies kaste (Tischkasten), dehedansag (Thé dansant), einfigeliebter (einzig Geliebter), förichen (Ferien), fonsdannigen (Kassanien), Sahte (jagte), dunh (tun), griechen (kriegen), Vermont (Vermont), bromieren (probieren), schamrachten (Smaragden), Abiege (Adieu), Gcks Sembelar (Exemplar), gehat (gehabt), für bar (vier Paar), Fidaligen (Italien), Abordiere (Ouverture), bediene (Bettina), Saß (Schatz), mnahrijsche (nach Tische), Viebel-däc (Bibliothek), lindratur (Literatur), bommo (Bonmot), Emlijer Barreider (Englischer Bereiter).“

Ganz in den Dienst des Goethekults stellt sich die populärwissenschaftliche Monographie: Goethes Lili von Franz Servaes. Mit fünf Kunstdrucken (Bielefeld und Leipzig 1916). Der Verfasser erklärt emphatisch: „Das allein ist Lilis Verdienst: von Goethe geliebt worden zu sein.“ Im Gegensatz zu Etta Federn beweist uns hier Servaes, daß der Dichterheros von allen Frauen einzig Lili tief und aufrichtig geliebt habe; Christiane war ihm dagegen lediglich Haushälterin. Die späteren Schicksale Lilis, der Gattin Friedrichs v. Lürckheim in Straßburg, werden nur kurz erwähnt, so daß wir in dem Büchlein kein abgerundetes Lebensbild der Titelheldin erhalten. Interessant ist die Bemerkung auf S. 161, daß der letzte Enkel Lilis, Baron Ferdinand v. Lürckheim, bis in unsere Tage lebte und 103 Jahre alt im April 1914 zu Montreux am Genfer See starb. Er war nach dem Deutsch-Französischen Krieg aus dem Elsaß ausgewandert und hatte sich in der Schweiz niedergelassen.

Während Servaes nach eigenem Geständnis eher einen Beitrag zur Goetheliteratur als ein Lebensbild Lilis bieten wollte, soll der Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Carl August mit Goethe, herausgegeben von Hans Wahl (Berlin 1915 ff) in erster Linie das Andenken Carl Augusts in den weimariischen Landen wach erhalten. Die dreibändige Korrespondenz bildet nur einen Teil von einem auf viele Bände berechneten großen Werke, das seit 1915 als Jubiläumsgabe zur hundertjährigen Feier der Erhebung Weimars zum Großherzogtum herausgegeben wird und zurzeit noch nicht abgeschlossen vorliegt. Der Gesamt Herausgeber Erich Marcks kennzeichnet in der Vorrede ganz nach der Art des höfischen Lobredners die Bedeutung von Carl Augusts Regierung für sein Land und für die spätere Machtstellung des deutschen Volkes überhaupt. Das Vorwort von Dr. Hans Wahl zur Herausgabe des Briefwechsels ist nüchtern und sachlicher gehalten. Es weist auf die vielen Schwierigkeiten hin, die besonders bei der Datierung der Briefe des Herzogs zu überwinden waren. Die 1863 zu Weimar in erster, 1873 zu Wien in zweiter, unveränderter Auflage erschienene Ausgabe von Dr. Vogel, dem Leibarzt des Herzogs und Goethes, war gerade nach dieser Richtung sehr unzuverlässig und wies überdies viele Lücken auf. Die neue Ausgabe von Wahl fußt auf den Handschriften selbst und vermag einige dieser Lücken durch die Veröffentlichung von seither aufgefundenen Briefen auszufüllen. Sehr umfangreiche Anmerkungen, die indes

Goethe selten betreffen, sondern sich fast ausschließlich auf die politische Tätigkeit Carl Augusts beziehen, beweisen die Sorgfalt des Herausgebers. Da Goethes Briefe bereits in einer wissenschaftlich gediegenen Ausgabe (Weimarer Sophienausgabe) vorlagen, während die Korrespondenz des Herzogs bisher nur teilweise veröffentlicht war, so erscheint dieses Vorgehen des Herausgebers vollauf gerechtfertigt.

Über einzelne Werke Goethes sind auch in den letzten Jahren ungezählte Referate, Abhandlungen und kritische Untersuchungen in Zeitungen, Zeitschriften, Almanachen erschienen. Einige dieser Arbeiten liegen jetzt als selbständige Bücher vor. Die kleine, von der jüngsten Goetheforschung sorgfältig ignorierte Schrift: Das Hegeneinmaleins, der Schlüssel zu Goethes Faust, von Gustav Siebert (Münster i. W. 1914) hat in diesen Blättern bereits eine eingehende Würdigung gefunden<sup>1</sup>. — Das vierbändige Werk über Goethes Faust von Runo Fischer wurde von Viktor Michels in neuer Auflage herausgegeben (Heidelberg 1914). Durchgreifende Änderungen hat Michels nicht vorgenommen. — Auf die kritische Untersuchung von Eugen Wolff, die sich mit der Frage nach der Entstehung der „Wanderjahre“ befaßt, habe ich schon bei Gelegenheit der Besprechung des letzten Goethe-Jahrbuchs hingewiesen<sup>2</sup>. Wolffs Studie ist nun in Buchform erschienen und führt den Titel: Goethe: Wilhelm Meisters Wanderjahre. — Ein Novellenkranz. Nach dem ursprünglichen Plan herausgegeben von Eugen Wolff (Frankfurt a. M. 1916). Leider hat die Arbeit in der neuen Form von ihrer ersten Frische viel eingebüßt, ist namentlich in der Einleitung trocken und zahm geworden und bietet im übrigen nur einen Wiederabdruck der einzelnen Novellen, aus denen sich Goethes Wanderjahre zusammensetzen. Es scheint, daß der heftige Widerspruch, den Wolff bei den patentierten Anwälten von Goethes Unfehlbarkeit mit seinem „pietätlosen“ Vorgehen fand, den Herausgeber einschüchterte und ihn veranlaßte, sein kritisches Verfahren durch allerlei Abschwächungen und Zugeständnisse den Gegnern annehmbarer erscheinen zu lassen. Das ist ihm trotzdem nicht gelungen, und in Wirklichkeit hat er lediglich seinem eigenen Werke geschadet. — Keinerlei wissenschaftlichen Wert, dafür ein gewisses aktuelles Interesse besitzt das Büchlein: Goethe über Deutschlands Zukunft. — Das Faustgespräch. Aus „Rückblicke in mein Leben“ von Heinrich Luden (Berlin 1916). Der ungenannte Herausgeber hat hier zu buchhändlerischen Zwecken die beiden bekannten, vom Historiker Luden aufgezeichneten, im Jahre 1847 aus seinem Nachlasse in „Rückblicke in mein Leben“ erschienenen Gespräche mit Goethe zusammen in einem Neudruck veröffentlicht, wobei er um des besseren Absatzes willen im Titel die historische Reihenfolge verändert. Ein kritischer Kommentar fehlt. Da diese Aufzeichnungen aus dem Jahre 1806, die in manchen Einzelheiten und in ihrer fast unmöglichen Länge — das Faustgespräch umfaßt allein 70 Druckseiten — mancherlei Unwahrscheinlichkeiten aufweisen, erst 15 Jahre nach Goethes Tod erschienen sind, so bleibt Luden der einzige Kronzeuge für das von ihm hier Mitgeteilte.

<sup>1</sup> Stimmen der Zeit 88 (1914) 292—295.

<sup>2</sup> Ebb. 87 (1914) 246 f.

Sein Urteil über den Patriotismus des alten Herrn Geheimrats findet anderweitig keine Bestätigung.

An das Wort des dreißigjährigen Goethe von der Pyramide seines Daseins, die er so hoch als möglich in die Luft „spitzen“ müsse, knüpft ein neuerer Verehrer des Dichters an, um auf Grund des so vermittelten Bildes eine Art Goethebiographie unter Zuhilfenahme einer sehr lebhaften Einbildungskraft zu entwerfen. Die Überschrift lautet: Goethe: Die Pyramide seines Daseins, von Wolfgang A. Thomas-San-Galli (München ohne Jahr). Die einzelnen Abschnitte heißen sinngemäß: Der Unterbau, Der Sockel, Die Verjüngung, Immer höher, Im Ather. Das Ganze soll die innere Entwicklung darstellen, bedeutet aber in der Flut von subjektiv gehaltenen Goethecharakteristiken lediglich eine neue Welle, die wie so viele andere sich schon bald im Meere der Vergessenheit verlieren dürfte.

Angeblich unter einem ganz neuen Gesichtspunkt betrachtet Friedrich Gundolf (Pseudonym für Gundelfinger) in seinem umfangreichen Werke: Goethe (Berlin 1916) den Dichtersfürsten, nämlich „als Gestalt, der größten Einheit, worin deutscher Geist sich verkörpert hat“. Was Gundolf unter „Gestalt“ versteht, wird eigentlich nirgends durch eine unzweideutige Definition erklärt, obwohl sonst der Verfasser für klare Begriffsbestimmungen, scharfe Unterscheidungen und eine systematische Betrachtungsweise Begabung und Vorliebe verrät. Soweit sich indes erkennen läßt, bedeutet „Gestalt“ nach Gundolf, wie schon bei dem ihm nahestehenden Lyriker Stephan George, „die geistig-leibliche Einheit eines Künstlers, die zugleich Bewegung und Form ist“. Gundolf schreibt: „Die menschliche Gestalt ist uns zugleich als Werden und als Sein, als geprägte Form und als lebendige Entwicklung faßbar; denn der geistige, vor allem der schöpferische Mensch tut und erleidet nichts, bewegt und entwickelt nichts, was nicht ein Bild von ihm machte, was nicht seine Gestalt ewig festlegte, und er hinterläßt kein Gebild, kein Werk, kein Bild von sich, worin nicht seine Lebensbewegung fühlbar und wirksam wäre.“ Die Gestalt Goethes ist daher eine Art Kräftekuigel, deren Entwicklung an die der Himmelskörper gemahnt, zumal des Erdballs. Vom ursprünglich glühenden, feurig-flüssigen Zustand ging die Erde langsam über in die jetzige erkaltete Form: das Feuer ist erloschen, aber in den ehemals glühenden Regionen weist sie die reifen Zeugnisse einer ganzen Menschheitsentwicklung auf. So auch Goethe, dessen feurige „Urerlebnisse“ in Werther, Faust I, in der Lyrik und Titanenpoesie der Jugendzeit ihren großartigen Ausdruck oder besser ihre naturgewaltige Explosion fanden, der dann aber, namentlich in Italien, unermesslich viele „Bildungserlebnisse“ in sich aufnahm, wodurch sein Titanismus mehr und mehr zum Erkalten gebracht, er selbst jedoch zum unendlich weisen, daher entsagenden Manne wurde (Faust II). Somit ist der große Dichter viel mehr eine selbständige Naturkraft als ein sterblicher Mensch, und darf nicht nach religiösen, politischen oder auch rein literarischen Maßstäben und Gesetzen beurteilt werden. Sein „Dämon“ in ihm war sich selbst Gesetz. Nur wo Goethe diesem Naturdrang untreu wurde, kann von einer Schuld bei ihm die Rede sein, wie

denn überhaupt die Kunst eine „primäre Form des Lebens“ ist, die „daher ihre Gesetze weder von Religion, noch Moral, noch Wissenschaft, noch Staat empfängt“. So stellt sich Gundolfs Auffassung im Grunde dar als eine neue Auffrischung der alten, von katholischen Ästhetikern stets abgelehnten *l'art pour l'art*-Theorie.

Auch in der spezifischen Goetheliteratur ist seine Ansicht nicht so neu, wie er und seine zahlreichen Lobredner sie hinstellen. Schon der Kanzler Friedrich v. Müller bezeichnete 1832 in seiner Gedächtnisrede auf den Verstorbenen Goethes Leben und Schaffen als einen unkritizierbaren, weil schlecht hin notwendigen Naturprozeß, und gab zu verstehen, daß diese Betrachtungsweise für die Loge von jeher charakteristisch war. Neu ist freilich bei Gundolf, daß sein Werk als erstes diesen Hauptgedanken systematisch durchzuführen und bis zu den letzten Schlußfolgerungen weiterzuentwickeln versucht.

Wie die *l'art pour l'art*-Theorie, so lehnen wir Katholiken auch dieses besondere Goethebangelium ab. Nach unserer Überzeugung gibt es weder eine autonome Kunst, noch einen „dämonischen Menschen“ in dem Sinn, daß er den Gesetzen der sittlichen Weltordnung nicht unterworfen wäre. Auch der geniale Mensch ist seinem Schöpfer und Herrn Ehrfurcht, Anbetung und Gehorsam schuldig. Der junge Goethe war sich dieser Verpflichtung wohl bewußt. Die Behauptung Gundolfs, der kleine Frankfurter Bürgersohn sei bereits in seiner ganzen Geistesrichtung ein vollendeter Heide gewesen, ist falsch<sup>1</sup>, und die Worte, die er als Begründung anführt, finden höchstens in der Anschauungsweise des Alten von Weimar eine Stütze: „Goethe war einer der frömmsten Menschen, und zwar im heidnischen Sinne fromm: der Ausgangspunkt und die Mitte seiner Frömmigkeit, welche alle seine andern Verehrungen bestimmte, war die Ehrfurcht vor sich selbst, die er in den Wanderjahren als die oberste und umfassendste Art der Ehrfurcht pries. . . . Nicht seine Liebe zum heidnischen Altertum machte Goethe zum Heiden, sondern diese Liebe ist die natürliche Folge seiner urheidnischen Naturanlage, welche sich freilich in den Formen der antiken Religiosität heimischer fühlen mußte als in den christlichen. Die Welt selbst, den Menschen, die sinnliche Erscheinung, den Leib als göttliche Urformen zu erleben und zu verehren, das war Goethe angeboren — nicht: die sinnliche Welt und das Menschliche für ein irdisches Jammertal zu halten, welches erst Würde und Wert empfängt dadurch, daß es von Gott geschaffen und erlöst wurde.“

Mit Gundolfs religiösen Begriffen steht seine Auffassung von Sittlichkeit durchaus auf derselben Stufe. Darum überhäuft er Goethe besonders bei Besprechung der Römischen Elegien mit den überschwenglichsten Lobprüchen und findet auch für die niedrigsten, von allen Goethe-Ausgaben bisher unterdrückten, erst vor zwei Jahren veröffentlichten Erzeugnissen des Dichters noch Worte uneingeschränkter Anerkennung.

<sup>1</sup> Vgl. Alois Stockmann S. J., Goethes religiöse Wandlungen, in Monatsblätter für den kath. Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. 18. Jahrg. (Juni 1917) 161—173.

Gelegentlich der Erörterung des Goetheschen Verhältnisses zur Natur bemerkt der Verfasser: „Goethe dachte nicht mit dem isolierten Gehirn, sondern mit dem ganzen Leib, und er stand unter jenem griechischen Imperativ (*ἄνθρωπος μέτρον ἔπαινον*, was Gundolf übersetzt mit: ‚Der Leib ist die Grundlage unserer Erkenntnis, der Sinn der Welt‘). Aus seinem Körpergefühl heraus wehrte er sich gegen die Annahme eines Gottes, der von außen fließe, das All im Kreis am Finger laufen ließe. Aus dem Gefühl einer inneren, durch sich selbst göttlichen Bildungskraft, die kein Gesetz, sondern nur Bedingungen und Stoff von außen empfangt, wehrte er sich gegen jede teleologische Deutung des Naturgeschehens. Zweck sein selbst war ihm jedes Geschöpf, wie es dem gesunden Körper gemäß ist, sich zu fühlen als ein von innen nach außen wachsendes, nicht ein von außen her zusammengesetztes und aufgezoogenes Wesen.“

Wie diese Zitate, die sich mühelos vermehren ließen, zeigen, trägt Gundolfs Werk selbst einen durchaus heidnischen Charakter. Das ist an sich gewiß zu bedauern, da es sich hier um ein in ernster, hingebender Geistesarbeit verfaßtes Buch handelt. Andererseits hat es auch wieder sein Gutes, daß der Verfasser sich so offen zur monistischen Weltanschauung, in sittlicher Hinsicht zum vollendeten Zynismus bekennt und gelegentlich das Herz in geschmacklosen Ausfällen gegen die andersurteilenden bösen „Paffen“ erleichtert: jetzt wissen wenigstens überzeugte Katholiken, was sie unter dem sittlich-religiösen Gesichtspunkt von diesem Standardbuch über Goethe zu halten haben!

Da Gundolf keine eigentliche Biographie und auch keine bloße psychologische Analyse seines Helden schreiben wollte, so bringt sein 800seitiges Buch fast gar keine Daten oder näheren Angaben über Leben und Schaffen Goethes. Es setzt vielmehr die Kenntnis aller Einzelheiten und somit die Lektüre nicht nur der Werke des Dichters, sondern auch die einer zuverlässigen biographischen Darstellung voraus. Der Verfasser will ferner mit seinen Ausführungen nichts eigentlich beweisen, er will nur den Leser in den Stand setzen, die Gestalt, „die Monade Goethe“ zu schauen. Dadurch entsteht der Nachteil, daß sein statliches Opus sich im großen und ganzen aus Behauptungen zusammensetzt, die keinen andern Gewährsmann haben als den Verfasser selbst, aus scharfsinnigen oder neuartigen Bemerkungen, die oft recht annehmbar und einleuchtend erscheinen, die sich indes bei näherem Zusehen nicht selten als höchst fraglich oder völlig verkehrt herausstellen.

Gleich die allererste dieser Feststellungen fordert den entschiedensten Widerspruch heraus. Gundolf bezeichnet an dem Kinde Johann Wolfgang Goethe als „das Fröhliche, das wir als angeboren Goethisch, als ein zugleich unterscheidendes und ursprüngliches Merkmal eben dieses Wesens anerkennen dürfen“, die instinktive Abneigung gegen häßliche oder mißgestaltete Spielfameraden, und bemerkt: „Es ist derselbe Zug, der dem reifen Goethe alles Karikaturenwesen so unleidlich machte, daß ihm eine Verzerrung oder Verkrüppelung physische Übelkeiten bereitete, daß ihn ein Fleck oder ein Knick auf seinen Kunstblättern empören konnte.“ Ist das wirklich so spezifisch „Goethisch“? Fühlt nicht jeder

normale Mensch von Jugend auf einen natürlichen Widerwillen gegen Krankheiten und körperliche Verzerrungen, gegen mißgestaltete und verkrüppelte Personen, gegen eiternde Wunden, ekelhafte Geschwüre, physische Gebrechen aller Art? Verdient Goethe dafür besonders gefeiert zu werden, weil er als Kind diesem ganz gewöhnlichen Unlustgefühl widerstandslos nachgab? Verdient er vollends die ausschweifendsten Lobeserhebungen dafür, daß er selbst als Mann und Greis nicht die moralische Kraft besaß, diesen egoistischen Zug seines Wesens tapfer zu überwinden und z. B. es nie über sich brachte, das Zimmer eines Sterbenden zu betreten oder an einem Leichenbegängnis teilzunehmen? Was würde aus Millionen von verwundeten Soldaten und armen Kriegsstrüppeln werden, wenn sie ausschließlich der Pflege von echt „Goethischen“ Menschen überlassen blieben? Was aber die Empörung über einen Flecken oder über einen Knick auf den Kunstblättern betrifft, so ist das freilich kein gewöhnlicher, dafür aber ein pathologischer Zug, der mit einem genialen Schönheitsinn an sich gar nichts zu tun hat. Wenn sodann Gundolf fünf weitere „angeborene Goethische“ Eigenschaften aufzählt, die sich schon beim Knaben offenbarten: das Selbstgefühl, den Fabuliertrieb, den pädagogischen Trieb, die (heidnisch-)religiöse Anlage, die Selbstbeobachtung, so erkennt man unschwer, daß auch diesen Aufstellungen gegenüber kritische Bedenken und starke Einschränkungen sehr wohl am Platze wären. Überhaupt tritt oft genug das apodiktisch ausgesprochene, subjektive Urteil des Verfassers an die Stelle der objektiven Begründung und macht sowohl die Stärke wie die Schwäche seines Werkes aus: die Stärke, weil die Sicherheit des Auftretens auf die Mehrzahl der Leser faszinierend wirkt; die Schwäche, weil sie Gundolf verleitet, den Wert einer wissenschaftlichen, durch Tatsachen gestützten Darstellung zu unterschätzen und sowohl die biographische wie die psychologische Betrachtungsweise verächtlich zur Seite zu schieben.

Anerkennung verdienen der Scharfsinn und das eindringende Verständnis des Verfassers, die sich besonders bei der Besprechung einzelner Werke des Dichters offenbaren. Die Sprache besitzt viel Eigenart, Wucht, Kraft, bisweilen auch Glanz und unleugbare Schönheit. Störend wirken dagegen die zahllosen eigenmächtigen, oft recht mißtönenden Neubildungen von Worten und Sätzen, ferner die allzu häufigen Fremdwörter, endlich die seltsamen Zusammensetzungen von gut deutschen mit verballhornten fremdsprachlichen Ausdrücken.

Mlois Stockmann S. J.